Thomas Moore und seine Rhymes on the Road.

Rhymes on the Road, das sind 16 Auszüge aus dem Tagebuche eines Mitgliedes der „Sorglosen Gesellschaft“ auf Reisen.

Der grössere Teil der folgenden Reime wurde geschrieben oder abgefasst in einem alten Postwagen, um die Langeweile der einsamen Fahrt zu vertreiben; und da Verse, welche ein Herr im Schlafe verfasste, neuerdings eine psychologische Absonderlichkeit genannt worden sind, hoffe ich, dass Verse, welche ein Herr verfasste, um sich wach zu erhalten, durch eine ähnliche Benennung aus dem Griechischen geehrt werden.

Thomas Moore, der Verfasser der „Irischen Melodien“, wurde in Dublin 1780 von römisch-katholischen Eltern geboren; er ist 9 Jahre jünger als Walter Scott und 8 Jahre älter als Lord Byron. Er studierte in Dublin, wo er unter dem Namen Thomas Klein Anakreontische Oden in englischen Versen veröffentlichte. Im Jahre 1803 übernahm er eine Stellung auf Bermuda, wo er ein Jahr verblieb. Später reiste er in Frankreich und Italien, aber er geriet durch das Verhalten seines Stellvertreters auf Bermuda in Geldverlegenheiten. In Frankreich und Italien lebte er in inniger Freundschaft mit Lord Byron. Hier schrieb er auch seine „Oden und Epistel“. Zurückgekehrt nach England schrieb er seine „politischen Satiren“, worin er sich durch die Eleganz seines Stils und durch die Strenge auszeichnete, mit der er seine Gegner behandelte. Unter seinen komischen Schriften werden „Die Familie Fudge in Paris“ und „Der Zweigroschen-Briefsack“ als die besten betrachtet. Der „Zweigroschen-Briefsack“ ist eine Auswahl von Briefen hervorragender Persönlichkeiten, welche unterwegs aufgefangen worden sein sollen. Im Jahre 1813 begann der Dichter seine „Irischen Melodien“, welche ihn berühmt machten, und welche bestehen bleiben in ihrem Werte, so lange englische Litteratur existiert. Im Jahre 1817 veröffentlichte er „Lalla Rookh“, bestehend aus 4 Gedichten, welche durch eine Erzählung in Prosa mit einander verbunden sind. In allen 4 Gedichten schildert er uns orientalisches Leben. „Die Liebe dreier Engel“ ist ein zweites Erzeugnis seiner Muse, worin er uns orientalisches Leben vorführt. Dieses Gedicht schrieb er in Paris. Als Prosaist beschenkte Thomas Moore sein Volk mit der Lebensgeschichte Byrons und Sheridans, mit den Memoiren des Lord Eduard Fitzgerald und mit dem polemischen Werke „Reisen unternommen, um die Religion zu suchen“. Zuletzt liess der Dichter „Den Epikuräer“ erscheinen, ein Werk, welches ebenfalls in Prosa geschrieben ist, Ägypten zum Schauplatz hat und nach Art von Lalla Rookh sich abspinnt. Als im Juni 1837 Königin Viktoria den Thron bestieg, war Lord Byron bereits 13 Jahre tot, Walter Scott war im Jahre 1832 aus dem Leben geschieden, und auch Thomas Moore hatte, wenn zwar nicht sein Leben, so doch seine Laufbahn als Dichter beendet. Er starb im Jahre 1852.

Alle seine Erzeugnisse zeichnen sich aus durch Zartheit, Eleganz und Humor und durch eine meisterhafte Beherrschung der Sprache. Während seiner letzten Lebensjahre wohnte der Dichter in einem kleinen Hause in Wiltshire, indem er den stillen Aufenthalt auf dem Lande der Fröhlichkeit der Londoner Gesellschaft vorzog, in welcher er hätte glänzen können. Seine Dichtungen erschienen in 10 Bänden (Londoner Ausgabe), bei Tauchnitz 1842 in 5 Bänden für den Gebrauch auf dem Kontinente.

Aus der grossen Zahl seiner Dichtungen wende ich mich jetzt zu seinen „Rhymes on the Road“, welche der Dichter als eine Reihe Kleinigkeiten bezeichnet, geschrieben, wie es der Titel angiebt, teils unterwegs im Postwagen, teils in einer spätern Zeit nach seinen an Ort und Stelle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gemachten Aufzeichnungen. Die Reise aber, der diese Reime ihre Entstehung verdankten, unternahm unser Dichter in Gemeinschaft mit Lord John Russell im Herbste 1819. Erwähnt sei nochmals, dass diese Rhymes on the Road aus 16 Auszügen bestehen, denen einleitende Reime vorangeschickt sind. Diese einleitenden Reime und die ersten zehn Auszüge sollen hier in einigermassen wörtlicher und vollständiger Übersetzung nebst einigen Bemerkungen mitgeteilt werden.

Einleitung.

Was für mannigfache Haltungen und Weisen und Kniffe haben wir Schriftsteller, wenn wir schreiben! Während einige im Sitzen schreiben, schreiben andere, z. B. Bayes, gewöhnlich stehend. Es giebt Dichter, welche die Dielen zu Grunde richten, bei jedem Schritt eine Verszeile messend. Andere dichten, z. B. Henry Stephens, indem sie ausreiten; Herodot schrieb meist im Bette, und Richerand, ein französischer Arzt, erklärt, das Glockenwerk im Kopfe gehe am besten in zurückgelehnter Stellung. Befragt man Montaigne und Plinius hierüber, so sind beide der Meinung, der Gedanke sei besonders fruchtbar draussen in Wald und Feld; Dichter und Sänger, welche ihr Geschäft im kleinen betreiben, mögen hinter ihrem Ladentische bleiben, aber Hain, Thal und Hügel sind des Grossdichters wahrste Arbeitsstube. Und in der That, so ist es auch: denn manchmal an Sommerabenden, wenn die Sonne untergeht, indem sie wie ein orientalischer Fürst, welcher seinen Harem verlässt und in fernen Krieg zieht, den Blumen, welche gesenkt dastehen und weinen, Lebewohl sagt, habe ich sogar, einsam durch die Felder wandernd, Gedanken, Vorstellungen, Geistesblitze bekommen, welche, viel zu glänzend, um mein eigen zu sein, mir von der Kraft der Sonne geliehen erschienen. Wenn ich nun schon so fühlte, wie müssen erst die empfinden, in denen echter Genius lodert, in deren Gedanken die Schatten himmlischer Dinge erscheinen und glänzende, anderen Welten angehörende Gestalten sich widerspiegeln, und die, wie es scheint, dazu geboren sind, Platos Traum zur Wirklichkeit zu machen! Aber hierdurch werde ich daran erinnert, dass ich abschweife. Auch Plato, man kann es fast erraten, hatte seine Traumgesichter im Bette. In seinem Doktorwagen dichtete Sir Richard Blackmore (Dichter und Arzt 1668—1729) und, wenn die Witzbolde ihm nicht unrecht thun, so verbrachte er seine Tage mit Dichten und Töten, wie einst Phöbus Apollo auf seinem Sonnenwagen dichtete und als Rächer seiner Mutter Latona die Söhne der Niobe tötete. (Ov. Metam. VI 224 ff.) So gab es unter den Dänen einen Helden, welcher unter den Qualen und Schrecken einer von ihm besorgten Sektion neun reizende Oden dichtete, welche Bartholinus in Übersetzung uns aufbewahrt hat. Kurzum, man würde nicht fertig, die verschiedenen Weisen aufzuzählen, wie die Menschen schreiben. Einige Schöngeister sind nur aufgelegt im Verkehr mit Schöngeistern, andere finden, wenn sie sich zum Mahle kleiden, ihre Muse und ihren Diener gleicherweise bereit und bringen es fertig, zur selben Zeit Halstuch und Reim zu ordnen. Es giebt Sänger, welche nicht schreiben können ohne einen Handschuh, woran sie herumzerren und herumnagen, oder ohne eine kleine Rute, womit sie um sich schlagen, um so die verborgenen Quellen schöpferischer Kraft gleichsam mit der Wünschelrute aufzufinden. Eines solchen Zauberstabes bediente sich Frau von Staël, die Krone weiblichen Genies in diesem Zeitalter, er erschien als der Konduktor, mit dem sie ihre blitzenden Gedanken in zündende Worte überleitete. Um endlich zu meiner absonderlichen Weise überzugehen, so bin ich, seitdem ich seit Monden Tag und Nacht in der Hauptsache reise, auf die bequeme Weise verfallen, meine Reime entlang der Fahrt zu schmieden, meine Seiten enthalten (vielfach) einen Reisebericht, ich zähle meine Stanzen nach Poststationen ab, kurzum ich schreibe mit der Post.

Auszug I, datiert aus Genf.

(Blick auf den Genfer See vom Jura aus. — Wie ich besorgt war, ihn vor Sonnenuntergang zu erreichen. — Alpen. — Montblank. — Wirkung der Scenerie.)

Spät war es, die Sonne hatte ihren Tageslauf fast vollendet, als ich besorgt eilte, den prächtigen Ausblick noch zu erreichen, ehe die Sonne völlig verschwand. Ich fühlte, wie alle fühlen, wenn sie zum ersten Male mit Augen sehen sollen, was Grossartiges junge Sänger und Dichter nur ersinnen können.

Noch war ich nicht nahe genug und, indem ich drauflos eilte, war mein Blick sehnsüchtig nach der Sonne gerichtet, welche jetzt anfing, ihre fernen Strahlen heimzurufen und einen dichtern Strahlenmarsch zu bilden, wie es einem fliehenden Helden geziemt. Hätte ich doch mit Josua sprechen können: „Sonne, stehe still!“ Umsonst, sie schwand immer mehr, zuletzt nur noch ein Fleck, so hell und klein, wie jene Flammenzungen, die sich auf die Häupter der Apostel senkten. In diesem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Augenblicke, als dieser letzte, stärkste Lichtglanz erglühte, öffnet sich plötzlich die Strasse, und das Thal liegt vor meinen Blicken mit seinem See, dahinter Alpen und wieder Alpen, wie die Wälle der Wohnung einer Gottheit. Ich war entzückt. Mächtiger Montblank, mit deiner Stirn im Himmel warst du für mich ein so sicheres Zeichen der Gottheit, wie je es dem staunenden Blicke beschieden gewesen ist. Sollte ich zwei- oder dreimal leben müssen, nimmer kann ich die tiefgefühlte Ehrfurcht und das Entzücken vergessen, welches mich damals ergriff!

Mein Kraft- und Lebensbewusstsein wuchs über die Sterblichkeit hinaus, meine Seele stieg empor beim Gedanken an den Himmel, wie es die Vögel treibt hinauf in ihren Käfig, wenn die Zeit ihrer Wanderung kommt; das stolze Gefühl unseres Anspruches, in die Schar der Engel zu kommen, mischte sich mit der Scham, dieses herrliche Recht verwirkt zu haben um irdischer Güter willen. Alles das kam über mich wie hereinbrechender Sonnenschein, und entzündete eine heilige Glut, die, könnte sie in ihrer Reinheit bestehen, den Menschen zu etwas Göttlichem, zu einem unbefleckten Himmelsgeschöpf machen würde.

Drum werde ich niemals ganz vergessen, was ich an jenem hellen Platze fühlte, und sollte die Hoffnung meiner Seele ermatten, sollte ich, o Gott, an deiner Macht verzweifeln: zur selben stillen Stunde der untergehenden Sonne würde ich diese ergreifende Scenerie aufsuchen, und hier, an dem erhabensten Altare, den dir die Natur errichtete, würde ich jene göttliche Hoffnung anfachen und meine Unsterblichkeit empfinden!

Auszug II, datiert aus Genf.

(Als im Jahre 1782 die Heere Berns, Sardiniens und Frankreichs Genf belagerten, zeigten die Genfer anfangs grossen Mut, welcher Grossthaten wie die ihrer Vorfahren im Jahre 1602 gegen Sardinien erwarten liess. Da plötzlich — es kann sein, dass Verrat im Spiele war — sank ihnen der Mut, sie öffneten den Belagerern ihre Thore und gaben ihre Freiheit preis.)

Ja, vielleicht leben noch welche von denen, welche sich wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm gegen ihre verbündeten Feinde erhoben, Weiber und Mütter bewaffneten sich und stellten sich neben ihre Söhne und Männer auf die Wälle. Sie wollten für ihre Freiheit ihr Blut vergiessen. Aber als sie so kampfbereit zu nächtlicher Stunde wachten, kamen andere geschlichen, pestartig kriechend von Reihe zu Reihe, die Brust des Schwachen mit Furcht erfüllend, den Kampfeseifer der Heldin zu Thränen erweichend. Sie verrieten die Ehre Genfs, sie erstickten die Hoffnung auf einen Tod, welcher glänzender war als alles Leben. Bald, nur zu bald lief Misstrauen und Schrecken durch die Tausende, welche in Schlachtordnung aufgestellt waren, die stolze Glut der zum Kampf bereiten Brust verzehrte sich und erlosch. Ihre Thore, die sie zu Thoren des Todes geweiht hatten, liessen gleich am nächsten Morgen ohne Blutvergiessen und ohne Schwertstreich den stolzen Feind ein. Sollten noch welche leben von denen, welche so den Ehrennamen Genfs befleckten, ich wünsche ihnen keine härtere Strafe, keinen schlimmeren Lohn als den, ********** zum Herrn zu haben!

Auszug III, datiert aus Genf.

(Dichtung und Wahrheit. — Hippomenes und Atalante. — Montblank. — Wolken.)

Es ist oft schwer zwischen Wolken und Alpen zu unterscheiden. Als ich zum ersten Male die grossartige Montblank-Scenerie sah, waren die Wolken so über den ganzen Horizont verteilt, dass ich sie für lauter Berge ansah.

Sogar hier, in dieser wundervollen Gegend, mache ich die Beobachtung, dass die Wahrheit mit der schnellfüssigen Einbildung nicht Schritt halten kann, oder dass sie, wie einst im Wettlauf Atalante von Hippomenes durch goldene Äpfel zurückgehalten wurde (Ov. Metam. X 560—680), durch goldige Vorspiegelungen auf Seitenwege verlockt und von ihrer Bahn abgelenkt wird. Was für ein erhabener Anblick war es, als ich das erste Mal den Montblank im Abendlichte sah, von himmelhohen Alpen rings umgeben! Wie dann das Licht von dieser Spitze, drauf von jener Spitze zurückwich und bloss noch ein rosiger Strahl auf dem mächtigsten der Berge zurückblieb, zögernd, wie einst Asträa, die himmlische Jungfrau, am längsten hienieden verweilte (Ov. Metam. I 149, 150)! Als das Tageslicht völlig erloschen war, standen diese unendlichen Alpen wie Geister einer vergangenen Riesenwelt hoch, leblos, blass am Firmament.

Heute Abend wieder, wie beim ersten Male, habe ich diese Scene vor mir in demselben Lichte wie damals, das Thal, den See mit seinen Reizen, den Montblank in seiner ganzen Herrlichkeit, das Ganze wie ein Bild der Schönheitsgöttin, ruhend in den Armen ihres erkorenen Bräu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tigams, in den Armen der Erhabenheit. Aber wo sind sie hin, die Berge, die wie eine Wunderwelt mir damals erschienen, die Alpen, die in unendlicher Reihe sich aneinander schlossen? — Weg sind sie, Wolkengebilde, luftige Wolkengebilde waren es gewesen, Bilder jugendlicher Einbildung, jugendlicher Vorstellung.

Auszug IV, datiert aus Mailand.

(Die Gemäldesammlung. — Albanos Raub der Proserpina. — Betrachtungen. — Wie Abraham die Hagar verstösst [von Guercino].)

Ging zu dem Brera (Gemäldesammlung) — sah einen Tanz der Liebesgötter von dem glatten Albano, von ihm, dessen Pinsel voll derselben ist, wie zur Sommerszeit die Haine voller Laub oder die Sonnenstrahlen voller Stäubchen.

Zum Gedächtnis an den Raub der Proserpina, die, selber die schönste Blume, auf den Fluren Ennas Blumen pflückte (Ov. Metam. V 384 ff.), tanzen diese kleinen Schelme ihren Freudentanz rings um den grünen Baum, wie Feen auf einer Heide. Diese, welche am nächsten sind, verschlungen in prächtiger Ordnung, Wange an Wange, wie Rosenknospen in einem Kranze; und jene, entfernter, zeigen unter den Flügeln der andern hervor ihre kleinen hellen Augen, während da oben in den Wolken, zu denen er eben aufgestiegen ist, ihr ältester Bruder diesen Streich Plutos mit seligem Lächeln seiner entzückten Mutter erzählt, welche ihm diese Botschaft mit einem Kuss lohnt.

Wohl konnten die Liebesgötter sich freuen — und wohl schilderten die, welche diese Fabeln woben, jene gesegnete Wahrheit, um derentwillen in trüberer Zeit Origenes seinen Heiligenschein einbüsste, nämlich dass Liebe, ewige Liebe, deren nimmer ermattenden Schein weder Zeit noch Tod noch Sünde überschatten können, sogar bis in die Tiefen der Hölle ihren Weg zu finden weiss, um da zu besänftigen und zu heilen und schliesslich zu siegen.

Guercinos Hagar — in dem Augenblick, wo die Leibeigene von Abrahams Lippen hört, dass er und sie von einander scheiden müssen, und wo sie auf ihn sieht mit Augen voller Thränen, welche wie die letzten Tropfen ihres Herzblutes erscheinen. Ausgezeichnetes Gemälde! Sprecht mir nicht von kleineren Fehlern, von zahmer und kalter Färbung; ein so schönes und dabei so sorgenvolles Gesicht hervorzaubern, worin die ganze Geschichte weiblichen Schmerzes geschrieben steht, als die Stütze, worauf das vertrauende Herz sich gelehnt hatte, hinsinkt; so an des Busens zarteste Feder rühren und solche Augen ins Leben rufen, dass sie in unsere wehevolle Erinnerung Personen zurückbringen, mit denen wir einst lachten und weinten, mit ihrer Freude und ihrem Schmerz, unsere Augen mit Thränen füllend, bis das ganze Weh auf dem Bilde unser ist; wenn das als Sieg der Kunst erachtet wird; wenn so, mit Feder oder Pinsel, die tiefen, frischen, lebendigen Quellen des Herzens vor aller Augen blosszulegen, Gabe des Himmels ist: wir haben sie in diesem Gemälde!

Auszug V, datiert aus Padua.

(Dichtung und Wirklichkeit. — Etwas von Regentropfen und Seen. — Entwurf einer Geschichte. — Verlegenheit in betreff der Wahl des Ortes.)

Je mehr ich diese Welt betrachtet habe, desto mehr habe ich gefunden, dass, voll wie sie ist von seltenen Scenerien und Geschöpfen, doch die Phantasie innerhalb ihres hellen Bereiches eine Welt weit schönerer Scenerien und Geschöpfe beherrscht. Nicht dass es in ihrer Macht liege, nur einen Zauber heraufzubeschwören, den sie nicht der Natur entnähme, ebensowenig wie Regenbogen in ihrer Pracht eine einzige Farbe aufzeigen können, die sie nicht der Sonne entnommen haben — aber es ist das geistige Medium, durch welches die Schönheit scheint, welches ihr all ihren Zauber und ihre Pracht verleiht, wie dasselbe Licht, welches über die ebene Seefläche eine matte Einförmigkeit des Glanzes wirft, wenn es in den gerundeten Regentropfen eindringt, Farben erzeugt so schön wie die auf den Flügeln der Peri! Und so, meine ich, unterscheidet sich die wirklich vorhandene Schönheit von jener idealen Form, welche sie annimmt, wenn sie mit Dichteraugen betrachtet wird, wie Sonnenschein im Regentropfen — mit all' jenen Farben, welche das bunt machende Prisma der Phantasie verschafft.

Ich habe eine Geschichte zweier Liebenden, welche voller Reinheit der Dichtung ist, voller seligen Traurigkeit und voller traurigen, ungewissen Wonne, welche jemals zwei junge und nach einander verlangende Herzen bis zu süsser Raserei durchdrang. Aber wohin ich in dieser weiten, alltäglichen Welt mein Gebilde verlegen soll — welcher vorhandene Fleck Erde als hinreichend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

himmlisch erachtet werden kann für zwei vollkommene Liebesherzen, das weiss ich nicht. Oh, gäbe es ein schönes Land Formosa, wie es der Judenjüngling im indischen Ozean sich ersann, bloss durch seinen schönen Namen bekannt, welches Königin Phantasie als ihr Zauberreich in Besitz nehmen könnte, Volk, Land und Güter in ihren lichtreinen Händen haltend, es wäre ein Erdenwinkel passend zum Wohnsitze reiner, himmlischer Liebe!

Auszug VI, datiert aus Venedig.

(Jammert nicht um den Untergang der Herrschaft Venedigs. — Von Venedigs früherem Glanz. — Zug gegen Konstantinopel. — Vom goldenen Buche, von Spionen und Gefängnissen.)

Traure nicht um Venedig! Lass es ruhen in seinen Trümmern, unter den Staaten unseligen Gedenkens, unter deren goldenen Stolzeshufen Freiheit erstarb, wo immer sie auftrafen. Nein — wir wollen unsere Thränen für die sparen, wo immer sie schmachten, deren Fall nicht von blutbefleckter Krone erfolgte, wie sie diese Meereskönigin zierte, sondern von hohem Wagemute für Menschenrechte — der einzige gute und gesegnete Streit, in welchem der Mensch sein gewaltiges Schwert zu Lande und zu Wasser zieht.

Bemerkung: Über die Republik Venedig besitzen wir eine Geschichte von Peter Anton Bruno Daru, dem General-Intendanten der grossen Armee Napoleons, welcher nach dem Frieden von Tilsit in Berlin wohnte, mit welchem Stein peinliche Unterhandlungen führen musste, und welcher im Jahre 1800 als Übersetzer der Dichtungen des Horaz hervorgetreten war. Seine Geschichte der Republik Venedig erschien in den Jahren 1819—21. Er war einer der wenigen Männer der Napoleonischen Herrschaft, welche sich in der Litteratur einen Namen erwarben. Er starb im Jahre 1829 im Alter von 62 Jahren.

Traure nicht um Venedig! Obgleich sein Fall schrecklich war, wie wenn des Meeres Wellen darüber hinbrausten, verdient es doch sein Schicksal, und Gerechtigkeit triumphiert über seinem Grabe. So möge jeder König und Staat zu Grunde gehen, welche, wie Venedig, in Schuld ihren Lauf vollbringen, stark nur im Bösen und gross nur durch Gewaltthätigkeit gegen Gott und Menschen!

Bemerkung: Venedigs Regiment, Justiz und staatliche Selbständigkeit fielen auf einmal ruhm- und wehrlos, unter dem Jubel des Volks, am 12. Mai 1797, als das angerückte französische Republikanerheer die Unterwerfung verlangte. Das Erste, was die französischen Eroberer thaten, war die Zerstörung der Inquisitionsgefängnisse. An deren Stelle errichteten sie eine Tafel mit der Inschrift: „Kerker der aristokratischen Drei-Rats-Barbarei, zerstört durch die provisorische Gemeindeverwaltung von Venedig im Jahre I der italienischen Freiheit, 25. Mai 1797."

Es ist wahr, sein hochfliegender Geist ruht und alle jene Tage seines Ruhmes sind vorbei, wo die Gewässer der Welt, im Osten und im Westen, unter seinen weissbeflügelten Handelsschiffen erglänzten, wo mit seinen unzähligen Fahrzeugen es aufbrach, der Macht des orientalischen Kaisertums zu begegnen, und seine Justinianis ihre hundert Helden in diesen Kampf schickten, wie einst die Fabier Roms gegen Veji auszogen. Verschwunden ist all seine Pracht, es ist wahr, aber traure nicht darum; denn verschwunden auch (Dank der Macht, welche, früher oder später, die schuldbeladenen Grossen in den Staub schleudert) sind alle Gewaltthätigkeit, Falschheit, Betrug, Ketten, Raub und Mord, welche jeden Ort, daheim und draussen, erfüllten, wo die Fahne der Republik Venedig flatterte.

Verlassenes Venedig! wenn ich deinen stolzen Lauf durch Jahrhunderte zurückverfolge, deine erbarmungslose Gewalt, der man wohl gehorchte, aber die man verwünschte; — die grausame Maschinerie deines Staatswesens, welche der Hass wie Dampf zersprengt haben würde, hätte nicht die noch stärkere Furcht sogar den Hass zum Erstarren gebracht; — deine Treulosigkeit, schlechter noch als etwas, was dein schamloser Sarpi (der berühmte Fra Paolo, dessen Maximensammlung, auf Wunsch der Venetianischen Regierung als Richtschnur der geheimen Staatsinquisition entworfen, so abscheulicher Art ist, dass sie eher als eine überspannte Satire auf den Despotismus, als eine ernst gemeinte Politik erscheint, die man aber nur zu bereitwillig und standhaft befolgte) lehrte; — deine Freundschaft, welche allerwärts als tödlicher Tau sich niederschlug; — das goldene Staatsbuch deiner Herrschaft, welches niedrig geborener Tugend, niedrig geborener Tüchtigkeit den Eintritt in den grossen Rat verschloss, aber ihn weit offen liess den Knechten, welche ihre Geburtsstadt an dich schamlos verkauften; — deine überallhin dringende Spionenschar, welche über jeden Blick und Atemzug wachte, bis man einander nur noch ansah, um sein Schicksal — ob Leben, ob Tod — in des andern Auge zu lesen; — deine Gesetze, welche mit Blut handelten und dem Messer des Mörders die Existenzberechtigung erteilten; — deine finstern, von der Sonne nie erhellten Zellen unter der Flut des Meeres, deine Foltern und deine Bleikammern, in denen man mit Feuer das Leben ertötete; wenn ich alles das betrachte und das Schicksal sehe, welches über dich hereingebrochen ist; deine Edlen, einst so hochfahrend und stolz, jetzt selber unter das Joch gebeugt, — dann fühle ich die Rache

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

süss und, lächelnd über den Trümmern, wiederhole ich: „So möge jeder König und Staat zu Grunde gehen, welche, wie Venedig, ihren Lauf vollbringen, stark nur im Bösen und gross nur durch Gewaltthätigkeit gegen Gott und Menschen!“

Bemerkung: Am 4. Juni 1797 wurde das „goldene Buch“, welches das Verzeichnis der amtsfähigen venetianischen Nobili enthielt, feierlich zu Füssen eines Freiheitsbaumes verbrannt!

Auszug VII, datiert aus Venedig.

(Lord Byrons Memoiren, von ihm selbst geschrieben. — Moores Gedanken darüber, als er im Begriffe war, sie zu lesen.)

Bemerkung: Lord John Russell, Moores Freund, war einer von den wenigen, denen es vergönnt war, Byrons Memoiren zu lesen, die leider von Byrons Freunden vernichtet wurden.

Lasst mich einen Augenblick, ehe ich in Furcht und Hoffnung düsterer und rühmlicher Dinge diese Blätter öffne, wie einer im Feenmärchen, dem der Schlüssel zu dem geheimen Schlosse eines Zauberers verliehen ist, während er langsam, zitternd eintritt, Zweifel hegt, ob er Höllen- oder Himmelsgestalten vorfinden wird — lasst mich einen Augenblick daran denken, wie viele Tausende auf der weiten Welt in diesem Augenblicke leben, welche freudig ganze Nächte hingeben würden, schlaflos über diese wertvollen Blätter die Stirn zu senken, wie ich es jetzt thue. Lasst mich einen Augenblick denken, wie alle, welche ihn kennen — und wo ist er nicht gekannt? In welche ferne Gegend wären seine Lieder nicht geflogen, wie Vögel des Psaphon, ihres Meisters Namen verkündend in jeder gebildeten Sprache? — lasst mich einen Augenblick denken, wie alle, welche die mannigfachen Zauberworte empfunden haben, welche jener hehre Kopf erfand, — Zauberworte, von mancher höhern Welt entlehnt, in ein wundervolles Zaubergehenk vereinigt — wie alle brennend darnach verlangen würden zu erfahren, wann zuerst das Himmelsfeuer in des Jünglings Seele entbrannte, und ob die Strahlen, welche hervorbrachen aus der aufgehenden Sonne seines Geistes, diejenigen mehr schmerzten oder beglückten, auf welche sie niederfielen; lasst mich einen Augenblick denken, wie alle gern die Entfaltung jener Geisteskraft verfolgten, welche von Stunde zu Stunde sich grösser und weiter gestaltete; wie sie angesichts des ersten Vordringens dieser Geisteskraft empfinden würden gleich jenem Reisenden, als er an der Wiege des Nilkindes stand und mit seiner Lanze die ersten kleinen Quellen dieses gewaltigen Stromes umfasste.

Bemerkung: Psaphon lehrte, um die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken, Scharen von Vögeln seinen Namen sprechen und liess sie dann nach allen Himmelsrichtungen fliegen, daher rührt der Ausdruck: die Vögel des Psaphon.

Auch die, welche mitten unter den verächtlichen, vom Wermutsstern (Offenb. Joh. 8, 10 u. 11) getroffenen, in seine reiche Phantasie sich verwebenden Gedanken einen Geist verfolgen können, welcher, wiewohl zum Hass getrieben, aus den Händen der Natur freundlich und liebevoll hervorging, und welcher auch jetzt noch, wiewohl vom Meltau befallen, zeitweise in der Liebe natürlichem Lichte erscheint; — wie gern würden sie alle, welche den Kampf dieser Strahlen eines hellen, aber verderbten Geistes in seinen Liedern verfolgt haben, hier nachforschen und gleichsam von seinen eigenen freimütigen, offenherzigen Lippen erfahren, welcher geistesverheerende Kummer, welches erlittene Unrecht diese edle Natur kalt und finster gemacht haben, so wie von einem hellen Himmelskörper, der einst als Sonne am Himmel glänzte und bestimmt war, nicht nur zu überraschen, sondern auch alles zu erwärmen und zu erleuchten innerhalb seines Kreislaufes, nach seinem Erlöschen nichts von dessen einstiger Pracht übrig bleibt als der mächtige, aber kalte Schatten, den er wirft.

Du Buch voll von Begebenheiten! Welchen Wechsel von Scenerie und Klima, welche kühnen und seltsamen Abenteuer, welchen Kummer, welche nur zu freimütig und offenherzig erzählte Schwächen, welche Liebeshändel, welche Fehden deine Seiten nur immer entfalten mögen: wenn Wahrheit nur halb so schnell, wie seine Fehler, seine Tugenden erschliesst, so werden wir darin die Aufzeichnung felsenfester Freundschaften finden, und wie Hass und Groll bei ihm schmolzen wie Schnee an der Sonne; wie er, ohne Wechsel und ohne zu erkalten, denen treu blieb, die ihm von Jugend an dienten; wie er grossmütig und mit geräuschloser Kunst, ohne zu verletzen, manchem bekümmerten Herzen half; wie er — doch nein — nicht von ihm selbst dürfen wir etwas von den hellstrahlenden Zügen seines Lebens erwarten. Im Gegensatze zu denen, welche, der Welt fröhnend, ihr wie Silber glänzendes Rockfutter der Menge sehen lassen, hüllt dieses begabte Wesen sich in Nacht, und während er alles, was besänftigen, was seine Natur zieren und wie mit Gold überziehen könnte, den Blicken verborgen hält, kehrt er der Welt, die er verachtet, nur seine dunkle Seite zu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auszug VIII, datiert aus Venedig.

(Frauenschönheit in Venedig. — Wie sie das nicht mehr ist, was sie zur Zeit Tizians war. — Sein Ideal. — Verschiedene Formen, in denen er es gemalt hat. — Himmlische und weltliche Liebe. — Die Gebrechlichkeit des Liebesgottes. — Paul von Verona. — Seine Frauengestalten. — Hochzeit zu Kana. — Italienische Schönheit. — Raphaels Fornarina. — Bescheidenheit.)

Deine Tapfern, deine Gelehrten sind nicht mehr: deine Schönen! — ach, wo sind sie hin? Die Gestalten, die Gesichter, die einst als Bilder der Anmut dem Tizian (Maler, der venetianischen Schule angehörig, † 1576) erschienen, wo sind sie jetzt? Während Blumen in Ruinen fortblühen, warum, ach warum muss Schönheit mit dem Ruhme dahin sterben? So jene Jungfrau, deren Lippen sich noch bewegen würden, hätte Kunst ihnen Odem verleihen können; deren mannigfache Reize ihr Künstler jedesmal zärtlicher liebte, so oft er sie zeichnete (so oft sie unter seinen Pinsel kamen, gingen sie jedesmal schöner darunter hervor); ihre Reize trugen jede Gestalt, welche Phantasie der Liebe eingiebt — doch immer das eine schöne Bild, wiewohl durch jeden Wechsel gesehen, wie geschliffene Seiten eines morgenländischen Steines — bei jedem Wechsel dasselbe strahlende Gesicht, manchmal eine Venus, nur in ihre Schönheit gekleidet (so in dem Gerichtssaale zu Florenz) — manchmal mit kostbarer Kleidung geschmückt wie ein Mädchen, das Könige für einen Thron erküren könnten (so im Palaste Pitti, vordem die gewöhnliche Residenz des Grossherzogs von Toskana.) Ein Mal hehr und stolz, wie eine, welche glaubte, die Welt sollte zu ihren Füssen niedergelegt werden; ein anderes Mal mit vorwurfsvollem, traurigem Blicke, wie man es bei sonst so fröhlicher Stirn nicht gewöhnt ist, (in der Sammlung Scierra zu Rom); — ein Blick, der einen Schmerz kündet, so tief, wie ihn keine Zunge aussprechen, keine Augen beweinen können. Ein anderes Mal wieder erscheint sie durch den Schleier der Allegorie in doppeltem Lichte, von weltlicher und von himmlischer Liebe seltsame Kunde gebend (das schöne Gemälde im Palast Borghese, mit Namen „Heilige und weltliche Liebe“, wo die zwei Gestalten, welche auf dem Rande des Brunnens sitzen, augenscheinlich dieselbe Person wiedergeben) — in ihren Zügen verwandt, aber im Herzen himmelweit verschieden. Ein anderes Mal hält sie, um die Gebrechlichkeit weltlicher Liebe zu beweisen, eine Glaskugel, so dünn wie Seifenblasen, in ihrer Hand, einen jungen Liebesgott darin eingeschlossen, dessen Flügel zur Flucht sich anschicken. Mit ihren angsterfüllten Augen verkündet sie, dass, wenn die dünne Kugel zerbricht, der Liebesgott entweicht.

Und nun zu dir, Paul von Verona (Maler wie Tizian der venetianischen Schule angehörig, † 1588), mit deinem Prachtpinsel! — wo sind sie hin die morgenländischen Gestalten, welche deiner Leinwand ein so strahlendes Kleid verliehen? Edle und prächtige Frauen, deren Kleidung an ihrer Lieblichkeit teil zu haben scheint; wie die Bekleidung der Sonne, welche zur Abendstunde die wogenden Wolken um sie weben, an dem Lichte teilhat, welches sie von ihr selbst empfangen. Wo findet man heute noch am Leben ein Gesicht, wie die sind, welche in dem hochzeitlichen Gedränge (die Hochzeit von Kana, von Paul von Verona gemalt) durch ihre stolze, sinnliche Anmut uns Zeit und Ort und die heiligen Gäste, unter denen sie lächelnd sich bewegen, vergessen lassen, bis wir in jenem Feste, wozu der Himmel den Wein sandte, nur noch deine Wunderhand erkennen.

Wenn je, ausser im Traumgesichte des Malers, solche Schönheit hier erblühte, es ist vorbei, vorbei wie mit dem Gesichte, welches im Strome des Weltmeeres einen Augenblick erglänzte, als Venus einen Scheideblick auf jenen Spiegel warf, ehe sie die Woge verliess. Und wenn wir auch auf den verkehrsreichen Strassen oft erbeben vor flammenden Augen, welche des Weges daherkommen, es ist doch nicht jene edlere Schönheit, welche zeigen soll, wie Engel im Himmel aussehen. Sogar in reinerer und schönerer Gestalt ist es immer nur Schönheit mit halbem Gürtel — was den Sinn erwärmt, ist da, aber der Seele tieferer Zauber ist entwichen: — es ist Raphaels Fornarina (die schöne römische Bäckerstochter, Raphael Santis, des Urbinaten, Geliebte), — warmfühlend, üppig, schalkhaft, aber ungeläutert, eine Blume, um die heissblütige Jugend summen und sich drehen mag, aber wo wahre Liebe keinen Schatz vorfindet, welcher wert wäre, in ihrem Honigbienenstocke aufbewahrt zu werden.

Ach nein, — dazu und um der Farbe auf runder Wange willen, welche kündet, wie frisch im Herzen dieser Tau ungeplünderter, süsser Liebe wohnt, müssen wir zurückkehren zu unserem Insellande, wo Bescheidenheit, welche hier (d. h. in Venedig) nur selten und vorübergehend der Anmut Lächeln verklärt, im innersten Herzensschrein lebt, von wo sie, wie von ihrem Throne, über Gedanken und Blicke eine milde Herrschaft verbreitet, auf dass kein Gedanke, kein Gefühl seine Frische in jener sanften Kette verliere.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auszug IX, datiert aus Venedig.

(Wie man die Engländer allerwärts trifft. — Alpen und Threadneedle Strasse. — Der Simplon und die Staatspapiere. — Reisewut. — Blaustrümpfe unter den Wahabees. — Sonnenschirme und Pyramiden. — Frau Hopkins und die chinesische Mauer.)

Und giebt es denn auf Erden keinen Ort, wo man traumversunken ruhen kann, ohne dass ein verwünschtes, pausbäckiges Engländer-Gesicht dazwischen fahre, unser Traumgesicht zu verjagen? Mitten unter den Seen des Nordens, mitten unter den Weingärten des Südens ist es unsere Bestimmung, weltlich gesinnte Bürger Londons zu treffen; weder die höchsten Alpen noch Apenninen sind der Threadneedle Strasse heilig.

Bemerkung: In der Threadneedlestrasse befindet sich die englische Bank.

Wenn wir die Simplonstrasse hinauf uns winden in dem Wahne, dass wir diese Welt hinter uns lassen, tönen plötzlich solch liebe Klänge an unser Ohr wie „schlimme Nachrichten von der Börse, mein Bester — die Staatspapiere — (hole der Teufel diesen hässlichen Berg) — sinken gewaltig — (was, immer höher?) — und — (Sakerment, das geht bis zum Himmel hinauf!) — werden bald bis auf 67 zurückgehen."

Geh, wohin du magst, — bleibe, wo du willst, immer wird London dich heimsuchen und belästigen. Ein Kerl von Almacks oder von Fleet Ditch — kaum einen Stecknadelkopf Unterschied was für einer — mischt sich, selbst wenn du bis Griechenland gehst, mit jedem Bache von Helikon! Und wenn diese Reisesucht bestehen bleibt, wenn Muttersöhnchen aller Glaubensbekenntnisse und Gesellschaftsklassen, alte Jungfern, Rats- und Gutsherren ihre Mehlspeisen und Heimstätten verlassen, um in fremden Landen Dinge zu begaffen, die keines von ihnen versteht; wenn Blaustrümpfe ihren litterarischen Kränzchen untreu werden, um bei den Wahabees sich sehen zu lassen, wenn weder Geschlecht noch Alter davon abhält, noch Furcht vor den Mamelucken jungen Damen wehrt, mit rosenrotem Sonnenschirme unter den Pyramiden zu wandeln: dann lass jede Hoffnung fahren, einen Ort zu finden, welcher frei ist von Londoner Menschenart. Wer weiss, wenn wir gen Westen schweifen, ob wir da nicht einen Blaustrumpf heimisch finden unter den Schwarzen Carolinas — oder wenn wir gen Osten fliegen, eine Frau Hopkins, welche auf der chinesischen Mauer ihren Thee mit allbekannter Brotschnitte einnimmt!

Auszug X, datiert aus Mantua.

(Hippolyta an ihren Gatten.)

Man sagt mir, du bist der bevorzugte Gast bei jedem schönen und glänzenden Festgedränge, kein Witz macht solchen Spass wie der deine, keine Stimme klingt so hell wie die deine, und niemand könnte, weil du so froh bist, erraten, dass wir beide weit von einander sind. Oh, oh, wie anders vergeht dir, wie anders mir die Zeit! Nicht dass ich will, dass du den Kopf hängen lässt, weiss Gott nicht — immer wenn du es kannst, sei heiter und froh; ich weiss nur soviel, dass ohne dich die Sonne selber mir trübe scheint. Lege ich etwa die Juwelen an, die du so gern an mir siehst? Mache ich etwa die Haare, die du mir so oft über der Stirn gekräuselt hast, wohlriechend, um so geschmückt in der Festversammlung zu erscheinen und alle zum Feste Erschienenen zu sehen — alle, nur den einen nicht, der nicht da ist, der mir aber mehr gilt als alle Erschienenen! Nein, nichts erheitert dies verwaiste Herz — meine einzige Freude, die ich fern von dir habe, ist, Stunden und Tage vor deinem Bilde zu sitzen, dem Raphaels Kunst alles, nur keinen Lebensodem verleihen konnte — und wenn ich es anlache, und die Worte spreche, die ich tändelnd dir sage, bilde ich mir ein, jene Augen und Lippen erwidern es aus ihrem stillen Rahmen heraus, und immer traumversunken stehe und staune ich und immer behalten sie für mich ihr Lächeln — bis ich weine! Unser kleiner Knabe weiss es wohl auch, denn jeden Tag führe ich ihn hin und lehre seine lallenden Lippen den Namen dessen sprechen, der weit weg ist. Verzeihe mir, Schatz, aber so nur gestaltet sich meine Zeit froh, wenn du fort bist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf